

Zwischen Dialekten und Hochdeutsch

Untersuchungen zu sprachlichen Kompetenzen von Migrantinnen und Migranten zeigen eine schwächere Integration im deutschen Sprachgebiet als in den lateinischen Sprachgebieten. Ein Grund dafür scheint das Nebeneinander von Dialekten als gesprochener und Hochdeutsch als geschriebener Sprache zu sein. Diese diglossische Situation hat negative Konsequenzen für die Sprachlerngelegenheiten fremdsprachiger Zugewanderter.

34 Secondas und Secondos haben sich erfolgreich integriert (Bolzman/Fibbi/Vial 2003). Sie sind zweisprachig und beherrschen sowohl ihre Herkunftssprache wie auch ihre Umgebungssprache in Wort und Schrift ausgezeichnet. Die Mehrheit von ihnen nennt als ihre Hauptsprache (laut Eidgenössischer Volkszählung «die Sprache, in der Sie denken und die Sie am besten beherrschen») die Umgebungssprache. Sie verwenden beide Sprachen funktional getrennt in dem Sinn, dass sie in der Öffentlichkeit primär die Umgebungssprache brauchen, in der Herkunftskultur dagegen primär die Herkunftssprache. Sie lösen

damit auch das Problem der Sprachloyalität: Gegenüber der eigenen Gruppe sind sie sprachloyal, gegenüber der Umgebung ebenfalls. Es zeigt sich jedoch, dass der Sprachwechsel in der lateinischen Schweiz nicht nur bei Personen mit lateinbasierten Sprachen, sondern für alle Sprachgruppen häufiger ist als in der deutschen Schweiz (Fibbi et al. 2006, Lüdi/Werlen 2005). Es gibt mehrere Faktoren, die eine sprachliche Integration begünstigen: Wer in der Schweiz geboren und/oder eingebürgert ist, wechselt häufiger zur Ortssprache und das häufiger in den lateinischen Sprachgebieten als im deutschen.

Die deutsche Schweiz als Sonderfall – Dialekte und Standard

Ist also die deutsche Schweiz ein Sonderfall? Sie ist es aus mindestens zwei Gründen: Das Deutsche ist mit keiner der wichtigsten Migrationssprachen so verwandt, wie die lateinbasierten Sprachen das sind. Und die deutsche Schweiz braucht zwei verschiedene Sprachformen: Schweizerdeutsch und Schweizerhochdeutsch, oder – um es gängiger zu formulieren – Dialekte und Standard.

Die funktionale Verteilung dieser beiden Sprachformen ist allgemein bekannt. Im Normalfall sprechen Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer ihren jeweiligen Dialekt, und sie verstehen alle anderen Dialekte. Geschrieben und gelesen wird Hochdeutsch, und die meisten verstehen auch gesprochenes

Hochdeutsch sehr gut (wobei sie das Tempo von Thomas Gottschalk vielleicht überfordern kann, nicht aber das von Bernhard Thurnheer). Fachleute nennen dies «mediale Diglossie». «Diglossie» wird allgemein verstanden als eine funktionale Verteilung von zwei Sprachformen in einer Sprachgemeinschaft; «medial» meint dabei das Medium der Kommunikation, also schriftliche und mündliche Verwendung.

Natürlich wissen wir alle, dass es Gegenbeispiele gibt: Bundesräte und Parlamentarier sprechen in den Räten hochdeutsch, die Nachrichten in Radio und Fernsehen werden hochdeutsch vorgelesen, und die Unterrichtssprache in den Schulen sollte hochdeutsch sein. Und es ist nachgerade keine Neuigkeit mehr, dass SMS und E-Mails von vielen, vor allem jüngeren Menschen, in Dialekt geschrieben werden.

Eine erste Konsequenz ist: Es gibt kein einheitliches Schweizerdeutsch. Deutschschweizer akzeptieren andere Dialekte als ihre eigenen, zumindest solange sie in irgendeiner Form als deutschschweizerisch anerkannt werden. Für Fremdsprachige ist das irritierend: Was sollen sie denn jetzt eigentlich lernen?

Eine zweite, viel wichtigere Konsequenz: Der Dialekt dient als Markierung der sozialen Identität (Werlen 2006). In der deutschen Schweiz ist soziale Identität immer auch regionale und territoriale Identität. Woher jemand kommt, ist eine Frage, die interessiert. Ganz im Unterschied zu jenen Ländern, in denen «eine akzentfreie» Sprache das Ziel aller sprachlichen Träume ist. Wer sich also eine Dialektform aneignet, definiert damit seine lokale und soziale Identität.

Eine dritte, unerwartete Konsequenz: Dialekte sind etwas, was sich von selbst versteht, etwas «Natürliches». Dialekt muss man nicht lernen, man kann ihn halt einfach. Konsequenz davon: Die Schule vernachlässigt die Dialekte als Unterrichtsgegenstand. Zwar reden alle Schweizerdeutsch, aber keiner redet über das Schweizerdeutsche.

Eine vierte, mit der dritten zusammenhängende Konsequenz: Was selbstverständlich ist, hat keinen besonderen Wert. In einem laufenden Projekt zu den «Sprachkompetenzen der erwachsenen Bevölkerung in der Schweiz» (linguadult.ch) fragten wir nach den zwei angesehensten Sprachen; die Muttersprache durfte genannt werden. Im deutschen Sprachgebiet nannten nur gerade 4% der Befragten das Schweizerdeutsche als angesehenste

Sprache; es dominierte mit 85% das Englische vor dem Französischen mit 51% und dem Spanischen mit 22%. Erst dann folgte das Hochdeutsche mit 16%. Angesehene Sprachen sind Englisch und Französisch, nicht die eigenen Sprachformen: eine besondere Form der sprachlichen Selbsterniedrigung?

Die ambivalente Haltung gegenüber dem Hochdeutschen

Die Rede von der Diglossie impliziert, dass die beiden Sprachformen zwei Formen der gleichen Sprache seien. So, wie etwa ein schwäbisches Kind zu Hause und mit seinen Kameraden Schwäbisch spricht und später in der Schule das Hochdeutsche hinzuerlernt, aber eben mit dem Unterschied, dass das schwäbische Kind überall auch Hochdeutsch hören und lernen kann, während das für ein Kind in der Deutschschweiz normalerweise nur in den Medien, vor allem dem Fernsehen, der Fall ist. Andere meinen jedoch, das Hochdeutsche sei für sie eine (nah verwandte) Fremdsprache (Hägi/Scharloth 2005). Überraschenderweise teilt eine Mehrheit der Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer diese Meinung. Im Projekt linguadult.ch ergab sich, dass 52% der 531 befragten Personen mit Schweizerdeutsch als Muttersprache das Hochdeutsche als ihre erste Fremdsprache angaben.

Das kann damit zusammenhängen, dass der Erwerb des Hochdeutschen in der Schule dem Modell eines gesteuerten Zweitspracherwerbs folgt. Gesteuert heisst: Es gibt eine Lehrperson, die Lehrmittel einsetzt und die die zu erlernende Sprache Schritt für Schritt in Portionen aufteilt, die gelernt werden sollen. Kennzeichnend für diesen Prozess ist weiter die starke Orientierung an der Literalität, also am Schreiben und Lesen. Die Schülerinnen und Schüler lernen nicht spontan hochdeutsch sprechen: Das gibt es im schulischen Umfeld nicht – spontan gesprochene Sprache ist weitgehend Dialekt. Das Hochdeutsche wird so zu einer literal geprägten Schriftsprache. Zwar schreiben sich die Befragten eine hohe Kompetenz in dieser schriftlichen Fremdsprache zu, aber sie bleibt eben für mehr als die Hälfte eine Fremdsprache. Und damit kann sie, anders als der Dialekt, auch nicht identitätsstiftend sein.

Die Vorstellung des Hochdeutschen als Fremdsprache hat mehrere einschneidende Folgen: Zum einen wird die Sprache nicht als eigenbestimmt, sondern als fremdbestimmt dargestellt, eine Position, die – ein bisschen ironisch vielleicht – schon

Albrecht von Haller (1708–1777) einnahm, als er schrieb: «Ich bin ein Schweizer, die deutsche Sprache ist mir fremd.» Das eigene Hochdeutsch wird als eine defiziente Sprachform betrachtet, das Vorbild liegt in Deutschland, genauer in Norddeutschland. Was wir Schweizer sprechen, ist weit von diesem Hochdeutschen entfernt. Aber wehe dem Schweizer, der Schweizerin, die das Hannoversche Hochdeutsch in der Deutschschweiz spricht! Wenn Einheimische Hochdeutsch sprechen, muss man das auch hören können. Zwar schmunzeln viele, wenn sie hören, wie alt Bundesrat Adolf Ogi Hochdeutsch spricht, aber so tönen wie Gerhard Schröder sollte ein Schweizer Bundesrat dann doch nicht.

Unter Linguistinnen und Linguisten hat sich eine andere Sichtweise zu etablieren begonnen, die alle Formen des Hochdeutschen in Deutschland, Belgien, Liechtenstein, Luxemburg, Österreich, der Schweiz und Südtirol im Prinzip als gleichwertig betrachtet. Das gilt für Aussprache, Grammatik und Wortschatz. Soweit die Fachleute. Die Laien sehen das aber nach Scharloth (2005) ganz und gar nicht so. Und es wird vermutlich noch eine Weile dauern, bis Dürrenmatts Votum aus «Romulus der Grosse» sinngemäss zum Selbstverständnis der deutschen Schweiz gehört: «Was in meinem Hause klassisches Latein ist, das bestimme ich.»

Lernmöglichkeiten für Migrantinnen und Migranten

Menschen lernen Sprachen immer von anderen Menschen in Kommunikationssituationen. Diese Situationen können zum besonderen Zweck des Sprachenlernens arrangiert werden (etwa in der Schule). Oder Sprachenlernen geschieht sozusagen als Beiprodukt in anderen Situationen. Arrangierte Situationen zum Erwerb eines schweizerdeutschen Dialektes sind Mangelware. Denn Deutschschweizer Kinder lernen ihre Dialekte als Erstsprachen in einem ganz normalen Erstsprachenerwerbsprozess. Die wenigen Schweizerdeutschkurse werden von Romands und Deutschen besucht, nicht von fremdsprachigen Zugewanderten.

Iwar Werlen ist Professor für allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität Bern. Er beschäftigte sich unter anderem mit der Schweiz als mehrsprachigem Land und dem Verhältnis von Dialekt und Hochsprache in der deutschen Schweiz. Gegenwärtig leitet er ein Forschungsprojekt zu den Sprachkompetenzen der erwachsenen Bevölkerung in der Schweiz.

Deren erste Generation wird ins kalte Wasser des ungesteuerten Zweitspracherwerbs geworfen. Vom ersten Tag an müssen diese Menschen in einem dialektalen Umfeld irgendwie kommunikativ funktionieren. Entscheidend für sie ist nicht «richtiges» Sprechen, sondern der kommunikative Erfolg. Es entstehen mehr oder weniger fortgeschrittene Interimsdialekte, die man früher Gastarbeitersprache nannte. Aus der Sicht der Zieldialekte sind es vereinfachte Sprachformen, die es erlauben, die kommunikativen Bedürfnisse am Arbeitsplatz und in der Öffentlichkeit zu befriedigen. Aber sie stossen dann an Grenzen, wenn es um komplexe und schwierige Aufgaben wie Behördenkontakte, Mietverträge oder – besonders relevant für Kinder – Kontakte mit den Lehrpersonen und der Schule geht.

Etwas besser ist die zweite Generation dran. Wenn ein Kind früh schon in Kontakt mit dem Umgebungsdiakkt gelangt, erwirbt es diesen Dialekt (z. B. in der Krippe, auf dem Spielplatz, von einer Tagesmutter) als «zweite Erstsprache». Ohne solche Kontakte allerdings findet kein Dialekterwerb statt. Und weil den migrierten Familien Kontakte häufig fehlen oder sie ihn gar explizit meiden, wird der einfachste Weg zum Dialekt versperrt. Wenn der Kontakt erst bei der Einschulung stattfindet, ist es eigentlich noch nicht zu spät. Umstritten ist allerdings, ab welchem Alter dies nicht mehr möglich ist.

Die zentrale Instanz für das arrangierte Sprachenlernen ist die Schule. Ihr Ziel ist der Erwerb des Hochdeutschen in seiner Schweizer Form. Für die Kinder, die den Dialekt früh erworben haben, stellt sich die Situation zunächst einmal genau so dar wie für die Deutschschweizer Kinder: Das Hochdeutsche wird als Fremdsprache erworben. Im Idealfall werden diese Kinder zweisprachig. Anders für die Kinder, die später in die Schule eintreten. Sie sind gleichzeitig mit dem ungesteuerten Dialekterwerb und dem gesteuerten Hochdeutscherwerb konfrontiert. Einigen fällt es schwer, die beiden Sprachformen überhaupt auseinanderzuhalten (Gyger/Heckendorn-Heinimann 1999). Das hängt auch damit zusammen, dass die Lehrpersonen beide Sprachformen verwenden, vor allem in den Regelklassen, hingegen nicht in den «Deutsch als Fremdsprache»- oder Ergänzungskursen.

Die fremdsprachigen Kinder haben im Prinzip alle einen Vorteil gegenüber den Deutschschweizer Kindern: Sie verfügen über eine Sprache mehr. Nur weiss die Schule nicht so recht, was damit anfangen. Die Herkunftssprache wird in der Schule normalerweise nicht gefördert. Die HSK-Kurse sind nur ein schwacher Ersatz einer wirklich nachhaltigen Förderung. Und in bildungsfernen Familien findet auch keine familieninterne Sprachförderung statt. Die Kinder sprechen dann zwei Sprachen, aber beide eben nur ungenügend für die Ansprüche, die Arbeitswelt und Gesellschaft an sie stellen. Denn dafür sind an-

dere Sprachkenntnisse nötig als für die alltägliche Kommunikation. Nennen wir die einen akademisch, die andern kolloquial. Kolloquial sind viele dieser Kinder unauffällig; akademisch hingegen fehlen ihnen der Wortschatz und das Hintergrundwissen, die für diese Bereiche nötig sind.

Und was folgt daraus?

Ohne zu dramatisieren, sind doch zwei Dinge zu betonen: Nehmen wir die Diglossiesituation endlich ernst! Und lernen wir, dass auch Dialekte gefördert werden sollen und müssen. Der Aufruf der Erziehungsdirektorenkonferenz zum Gebrauch des Hochdeutschen als Unterrichtssprache in den Schulen ist richtig – er müsste komplettiert werden mit dem Aufruf zur Entwicklung eines Sprachbewusstseins, das die Beziehung von Dialekten und Hochdeutsch reflektiert und damit den fremdsprachigen Schülerinnen und Schülern Hinweise zur Trennung der beiden Sprachformen und zu ihrem Zusammenhang gibt. Aber solange noch nicht einmal unsere Lehrpersonen wissen, dass es ein Schweizerdeutsches Wörterbuch und einen Sprachatlas der deutschen Schweiz gibt, dürfte dieser Wunsch wohl unerfüllt bleiben.

Bibliographie

- Bolzmann, Claudio; Fibbi, Rosita; Vial, Marie, 2003. *Secondas – Secondos. Le processus d'intégration des jeunes adultes issus de la migration espagnole et italienne en Suisse*. Zurich: Seismo.
- Fibbi, Rosita, et al., 2006. *L'intégration des populations issues de l'immigration en Suisse: personnes naturalisées et deuxième génération. Die Integration der ausländischen zweiten Generation und der Eingebürgerten in der Schweiz*. Neuchâtel, Office fédéral de la statistique.
- Gyger, Mathilde; Heckendorn-Heinimann, Brigitte, 1999. *Die schulische Integration fremdsprachiger Kinder und Jugendlicher in der Nordwestschweiz. Projektbericht*. In: Gyger, Mathilde; Heckendorn-Heinimann, Brigitte (Hg.), *Erfolgreich integriert? Fremd- und mehrsprachige Kinder und Jugendliche in der Schweiz*. Bern: Berner Lehrmittel- und Medienverlag, 71–143.
- Hägi, Sara; Scharloth, Joachim, 2005. *Ist Standarddeutsch für Deutschschweizer eine Fremdsprache? Untersuchungen zu einem Topos des sprachreflexiven Diskurses*. In: *Linguistik online* 24, 3, www.linguistik-online.com
- Scharloth, Joachim, 2005. *Asymmetrische Plurizentrität und Sprachbewusstsein. Einstellungen der Deutschschweizer zum Standarddeutschen*. In: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 33.2, 236–267.

Tra dialetti e «buon» tedesco

Un indicatore per l'integrazione linguistica degli immigrati è il passaggio dalla lingua d'origine a quella del posto, constatabile nel censimento federale. Dalle valutazioni emerge che l'impatto integrativo è minore nella regione germanofona che nella regione latina. Fra i motivi si segnala la discrepanza tra dialetto parlato e tedesco standard (si parla di diglossia modale). Tale fenomeno comporta tutta una serie di conseguenze: sono accettati dialetti diversi, i dialetti servono a delimitare l'identità sociale, sono tuttavia considerati lingue «spontanee», che non possono essere insegnate o apprese. Il tedesco standard, invece, è considerato dalla metà degli Svizzeri tedeschi alla stregua di una lingua straniera. La loro posizione in merito a tale lingua è ambivalente. In una simile situazione, i migranti di lingua straniera della prima generazione non hanno praticamente nessuna opportunità di apprendere le due forme linguistiche. È consigliabile prendere sul serio la diglossia e promuovere l'apprendimento sia del tedesco standard che dei dialetti, implicando nel contempo le lingue d'origine.

- Wanner, Philippe, 2004. *Migration und Integration. Ausländerinnen und Ausländer in der Schweiz*. Neuchâtel: Office fédéral de la statistique.
- Werlen, Iwar, 2004. *Zur Sprachsituation der Schweiz mit besonderer Berücksichtigung der Diglossie in der Deutschschweiz*. In: Studer, Thomas; Schneider, Günther (Hg.), *Deutsch als Fremdsprache und Deutsch als Zweitsprache in der Schweiz*. Bulletin VALS/ASLA 79, 1–30.
- Werlen, Iwar, 2006 [2005]. *Mundarten und Identitäten*. In: Forum Helveticum (Hg.), *Dialekt in der (Deutsch)Schweiz – zwischen lokaler Identität und nationaler Kohäsion*. Le dialecte en Suisse (alémanique) – entre identité locale et cohésion nationale. Lenzburg: Forum Helveticum, 26–32.